

III. 60. (B.2.)

Waltraud Maria Still

Offenburg

„Westwallzigeuner“ – acht Jahre durften sie nicht nach Kehl

*Waltraud Maria Still erlebte als „schulpflichtiges Kind“ die zweite Räumung von **Kehl** am **23.11.1944**. Gegen 12 Uhr standen französische Panzer auf der Rheinbrücke, den Pendlern in Straßburg war der Rückweg abgeschnitten, etwa 12 000 Menschen mussten vor der Artillerie „von einer Stunde zur anderen die Stadt verlassen“. Über **Sand** und **Kork** gelangte sich mit ihrer Mutter und vier Geschwistern (Vater im Krieg) zunächst nach **Oppenau**. Dort sahen sie von Ferne den Bombenangriff auf **Mannheim**. Nach zwei Wochen Einquartierung im Schulhaus geht es weiter nach **Nussdorf am Bodensee**. Dort wird die Familie bei einer Fabrikantengattin einquartiert, die nicht sehr freundlich ist. Am **22.2.1945** wird der Bahnhof von Überlingen bombardiert. Es gibt mehre Tote. Am **25.4.1945** rollen französische Panzer heran, der versteckte rote BMW-Sportwagen der Fabrikantin wird beschlagnahmt, überall hängen Leintücher an Toren und Fenstern. Die „Befreier“ durchsuchen alle Häuser. „Am **9. Mai** war der Nazi-Terror endlich vorbei.“ Es folgen Schilderungen der schweren Nachkriegszeit mit Hamstern Kartoffelnachlesen, Ährenlesen etc. bis zur Währungsreform.*

Erlebtes aus acht Jahren Evakuierung.

Lang, lang ist es her, denn 60 Jahre ist eine lange Strecke an Zeit. Kehls schicksalhafter Donnerstag, der 23. November 1944, war der Tag, an dem wir Kehler Einwohner wegen Kriegseinwirkungen zum zweiten Mal innerhalb von fünf Jahren flüchten mussten. Es war ein regennasser Novembertag, an dem nicht nur die flüchtenden Menschen, sondern auch der Himmel weinte und dabei sämtliche Schleusen öffnete.

Über den Volksempfänger (Radio) war man durch heimliches Abhören des BBC und anderer Sender über den Ernst der Lage informiert, aber trotz Alarmzustand mussten wir Kehler den Räumungsbefehl abwarten. Da aber die bedrohliche Situation von der verantwortlichen Kreisleitung verleugnet und noch Tage vorher in den Wehrmachtsberichten, Zeitungen und Rundfunk völlig verharmlost wurde, glaubten sich viele der Kehler Bevölkerung bis zum letzten Moment noch in Sicherheit. Niemand außer Gebrechlichen und Schwangeren durften vorher die Stadt verlassen, um sich und seine Angehörigen in einiger Entfernung in Sicherheit zu bringen.

Deshalb gingen viele Grenzgänger noch an diesem 23. November 1944 morgens nach Straßburg zur Arbeit. Gegen 12 Uhr mittags hatten schon feindliche Panzer die Rheinbrücke auf der französischen Seite erreicht. Damit war vielen berufstätigen Menschen der Fluchtweg abgeschnitten. Da die völlig überraschende Räumung im Frontgebiet unter Beschuss von Granaten und Artilleriefeuer stand, ging es auf den Straßen chaotisch zu.

Ungefähr 12 000 Kehler Einwohner mussten von einer Stunde zur anderen die Stadt verlassen unter dem Motto: „Rette sich wer kann“ oder „Rette dich, wie du kannst“. Auf Schusters Rappen machten wir uns auf den Weg. An ein Auto oder andere Transportmittel war damals nicht mehr zu denken, denn diese waren der Wehrmacht für Kriegszwecke vorbehalten.

Unser erstes Ziel war Sand, etwa 10 km von Kehl entfernt. Es war ein beschwerlicher Fußmarsch, denn viele Straßen waren wegen tagelang anhaltendem Regen überschwemmt. Bei der ersten Evakuierung 1939 bis 1940 waren wir die „Westwallzigeuner“ bei unseren Gastfamilien. Nun war unsere Zukunft wieder ungewiss, denn wir waren auf die Gnade und Barmherzigkeit anderer Menschen angewiesen. Unsere wenigen Habseligkeiten waren in einem Pedigrohrkinderwagen, der uns als Kofferträger diente für unsere wenigen Koffer und Taschen.

Wir schulpflichtigen Kinder hatten in unseren Schulranzen eine süße Last zu tragen, denn sie waren voll köstlichem, selbstgebackenem Weihnachtsgebäck. Unser Opa mütterlicherseits wurde an diesem Tag 69 Jahre alt, für ihn gab es leider keine Wiederkehr. Unsere Mutti musste ihr schweres Los mit uns fünf Kindern alleine tragen, denn unser Vati war im Fronteinsatz. Das einzige Lebenszeichen war ab und zu ein Feldpostbrief, denn an einen Heimaturlaub war zu dieser Zeit nicht mehr zu denken, außer wenn das Schicksal gnädig war und man den „Heimatschuß“ bekam.

In Sand angekommen, wurden wir in unsere erste Notunterkunft im Gasthaus „Grüner Baum“ eingewiesen. Dort blieben wir einige Tage. Danach waren wir zwei Tage in Kork bei unseren Großeltern väterlicherseits. Unser Opa brachte uns mit seinem Kuhfuhrwerk und mit etwas Essbarem versorgt zum Bahnhof. Es war an diesem Tag so kalt, dass uns die Milch in der Kanne einfro. Der Zug brachte uns in das reizende Schwarzwaldstädtchen Oppenau.

Dort verbrachten wir zwei Wochen in der Schule, die für uns als Zwischenstation zugeteilt wurde. Es standen wieder Betten an Betten. Es ging dabei oft eng zu, aber wir hatten doch wieder ein Dach über dem Kopf und wurden wie auch schon in Sand sehr gut versorgt. Wir konnten uns von den in Kehl oftmals tagelangen Sitzungen im engen Luftschutzkeller, der sich unter dem Gasthaus „Deutscher Hof“ gegenüber dem Bahnhof befand, erholen. (Die Proben mit den Gasmasken für den Notfall, die wir im Luftschutzraum über uns ergehen lassen mussten, lassen mich heute noch frieren.)

An einem späten Abend sahen wir aus weiter Ferne am Horizont einen Feuerschein am Abendhimmel. Im Radio hörten wir, dass kurz vorher ein schwerer Bombenangriff auf Mannheim nieder ging. Wir gingen an diesem Abend allesamt traurig in unsere Betten.

Nach zwei Wochen Aufenthalt verließen wir das schöne Schwarzwaldstädtchen Oppenau. Eine stattliche Dampflokomotive der Reichsbahn (Sonderzug), ein gewaltiger Kollos aus Stahl von ca. 2000 Pferde-

stärken brachte uns ohne Fahrkarten nach Nußdorf bei Überlingen am Bodensee. Der Flüchtlingszug fuhr über viele Brücken, Viadukte und durch Tunnels, 39 an der Zahl. Die Fahrt über den schönen Schwarzwald war leider für die Erwachsenen eine traurige Angelegenheit. Als der Zug wegen der vielen Tiefflieger, die uns in Angst und Schrecken versetzten, im Tunnel anhalten musste, hatten wir Kinder unseren Spaß. Unser jüngster Bruder Horst, damals viereinhalb Jahre alt, war natürlich auch mit von der Partie. Der Schaffner piff zur Abfahrt - und unser kleiner Bruder war nicht im Abteil. Im letzten Moment wurde er in Sicherheit gebracht.

Nach mehreren Unterbrechungen kamen wir dann endlich in Nußdorf am Schwäbischen Meer an, was nun für neun Monate unsere Ersatzheimat wurde. Unser sämtliches Gepäck war beim Transport von Langfingern entwendet worden. Wir Kinder hatten nur noch unsere Schulranzen mit dem leckeren Weihnachtsgebäck, und unsere Mutti und unser Opa hatten jeder eine Tasche mit dem nötigsten Inhalt. Wir besaßen nur noch die Kleider und die Schuhe, die wir an hatten.

Voller Zuversicht harren wir der Dinge, die auf uns zukommen würden. Wir wurden sofort getrennt. Meine beiden Brüder Dieter und Bernd kamen zu einer Bauernfamilie, wo sie gut versorgt wurden. Eine beschlagnahmte Wohnung in einer Villa am See wurde uns anderen zugewiesen. Als uns die Hausbesitzerin, eine Fabrikantenfrau, empfing, forderte sie uns sofort auf, unsere Hausschuhe anzuziehen. Sonst könnten wir die Wohnung nicht betreten. Aber woher nehmen und nicht stehlen, denn unsere Hausschuhe waren im gestohlenen Gepäck. (Dem Inhalt unseres gestohlenen Gepäcks begegneten wir einige Jahre später in Freistett wieder.)

In der schönen Villa am See war von Menschlichkeit wenig zu spüren. Am Heiligen Abend schenkte uns unsere Vermieterin dann neue Hausschuhe. Bis zu diesem Zeitpunkt liefen wir mit selbst gestrickten Socken in der Wohnung herum. Bei Schulanfang im Januar 1945 kam ich zu den Jungmädels (JM). Es war eine Gruppe von zehn bis fünfzehn Mädels ab zehn Jahren. Wir gingen oft auf Wanderschaft, es wurden Volks- und Wanderlieder gesungen. Sport gehörte auch zum Programm. Es hat uns allen viel Spaß gemacht, denn als Zehnjährige hat man den Ernst dieser Sache noch gar nicht erfassen können.

Ende Januar 1945 mussten sich im Osten ca. 8 Millionen Menschen, die meisten ohne großen Schutz, in klirrender Kälte sowie bei Eis und Schnee auf die Flucht begeben, ohne Hoffnung auf eine Wiederkehr in ihre Heimat. Unter ihnen war auch mein späterer Ehemann, damals zwölf Jahre, alt mit seiner Familie. Es war ein Wandern auf der Welt, wobei sich schreckliche Tragödien abspielten. Im Gegensatz zu diesen flüchtenden Menschen waren wir während unserer Fluchtzeit doch immer in Heimatnähe und hatten nachts immer ein schützendes Dach über dem Kopf. Meistens hatten wir auch warme Zimmer und einigermaßen zu essen.

Die Kriegslage in Nußdorf war ruhig, bis dann am 22. Februar 1945 drei Flugzeuge ihre Bombenlast auf den Überlinger Bahnhof abwarfen. Leider gab es dabei mehrere Tote. Meine Familie und ich, wir hatten uns in Nußdorf sehr schnell eingewöhnt. Bei einer herzenguten Bauernfamilie im Ort durfte unsere Mutti Wäsche bügeln und ausbessern, dafür bekam sie dann die nötigsten Lebensmittel, denn es regierte bei uns oft Schmalhans Küchenmeister. Nach der Schule durfte ich ab und zu bei dieser Familie am Tisch mitessen, einmal gab es Bratkartoffel in Butter gebraten und Sauerkraut mit Bratwürsten, an diese Bratkartoffeln denke ich heute noch manchmal.

Bis auf unsere Hausbesitzerin haben uns die Einheimischen von Nußdorf gut aufgenommen. Wir Kinder hatten ja sowieso keine Probleme miteinander. Wir brauchten nicht unbedingt kostbares Spielzeug, um beim Spielen glücklich zu sein. Mit meiner neuen Schulfreundin Beate, welche in der Nachbarschaft gegenüber wohnte, bastelte ich aus Pappkarton und Gardinenresten eine Puppenstube. Sie selbst hatte eine wunderschöne Puppenstube aus Holz, schöne Puppen waren auch etliche vorhanden. Wir waren beide glücklich mit unserem selbst entworfenem Spielzeug. (Meine Schulfreundin Erika Sampson aus meiner Heimatstadt Kehl kam leider mit ihrer Familie bei einem Bombenangriff in unserer Straße ums Leben. Leider durften wir nur eine kurze Kinderfreundschaft miteinander erleben, denn der Krieg kannte keine Gnade.)

In Nußdorf gab es auch etliche Höhlen zum Verstecken und auch Hügel zum Schlitten fahren. Aber kindlicher Übermut kann auch sehr gefährlich sein, denn mein Bruder Dieter, damals acht Jahre alt, und ich, wir kamen auf die fixe Idee, mit einem kleinen Paddelboot, das einsam am Seeufer schaukelte, auf dem Bodensee zu paddeln. Voller Begeisterung brachten wir unser Paddelboot in Schwung und fuhren auf den See hinaus. Wir konnten beide nicht schwimmen, und die paar Wolken am Himmel störten uns auch nicht. Wir beide hatten einen Heidenspaß.

Plötzlich kamen Sturmböen auf, und das Wasser war plötzlich von der fliegenden Gischt grünweiß. Unser Boot fing an zu tanzen. Wir wollten wieder zurück ans Ufer, aber der scharfe Wind ließ unser Boot in den tobenden Wellen tanzen. Plötzlich war auch schon etwas Wasser an unseren Füßen, und nacheinander waren auch noch unsere beide Paddel weg. Wir beide hatten sehr viel Angst, denn der Himmel verdunkelte sich rasant und das rettende Ufer war weit entfernt von uns. Zuhause wurden wir auch schon vermisst. Ein Rettungsboot vollbrachte unsere wunderbare Rettung in höchster Not. Am Ufer wurden mein Bruder und ich mit weinenden und lachenden Augen empfangen. Eine kurze Schelte blieb natürlich nicht aus, denn dieser Ausflug hätte uns beiden zum Verhängnis werden können.

Die Monate vergingen schnell, der Krieg näherte sich dem Ende zu. Es wurden Wertsachen versteckt, unter anderem auch ein roter BMW-Sportwagen, der unserer Hausbesitzerin gehörte. Da waren unser Opa und unsere Mutti sehr gefragt, um viele Holzscheite um das Auto zu stapeln. (Das Versteck wurde wahrscheinlich verraten und der Wagen sofort von den Siegern beschlagnahmt.)

Der Feind rückte schnell näher, die Angst der Menschen auch. Euphorie für das nahende Kriegsende durfte man bis zuletzt auch nicht offen zeigen. Das war zu gefährlich, denn von den so gefürchteten Werwölfen, die auch die Panzersperren bewachten, gab es mehr als genug. Meistens waren es junge Menschen, die bis zur letzten Minute im Auftrag des Regimes das deutsche Reich verteidigten.

Am Vormittag des 25. April 1945 konnte man von weitem das Dröhnen der feindlichen Panzer hören. Als Vorsichtsmaßnahmen wurden Leintücher an Tore und Fenster gehängt. Es war eine lebensbedrohliche Situation. Keiner wusste, was auf ihn zukommen würde, denn man hörte von menschlichen Tragödien, von Übergriffen und Massenvergewaltigungen der Kolonialen Truppen in anderen Orten, die gar nicht so weit von uns weg waren. Wir verharrten alle ängstlich im Keller des Hauses, wo es in kritischen Situationen doch auch immer etwas menschlicher zuging. Meine beiden Brüder Dieter und Bernd waren in diesen Tagen auch bei uns im Haus, denn die Familie gehörte in solchen schweren Stunden zusammen.

Es war ein Hoffen und Bangen. Was bringen uns die nahenden Panzer mit ihrer Besatzung? Bringen sie uns Frieden oder Qualen? Keiner wusste es, aber wir hatten wieder einmal sehr viel Glück, denn wir wurden von lebensbedrohlichem Unheil verschont. Die Befreier durchsuchten noch mit gezogener Pistole jedes Haus im Ort nach deutschem Militär. Wir in Nußdorf hatten zu diesem Zeitpunkt das Schlimmste überstanden. Aber bis zur Stunde Null, das Kriegsende und Waffenstillstand bedeutete, waren es noch unruhige Wochen für die Menschen im Land.

Am 9. Mai, war der Nazi-Terror endlich vorbei. Es wurde nicht mehr geschossen, es gab keine Bomben mehr, es wurde nicht mehr getötet. Oder doch? Was war mit den armen Kriegsgefangenen in den Händen der Sieger? Das Land war bitterarm. Millionen von Menschen mussten in diesem verdammten Spiel ihr Leben lassen, und viele Millionen blieben im großen Chaos und Elend zurück. Überall waren Trümmerwüsten und unermessliches Leid. Die Versorgung war miserabel und Ausgangsperren an der Tagesordnung.

Als die Nachkriegszeit begann, waren die Hungerjahre noch lange nicht vorbei. Die Zeit der Not begann jetzt erst recht. Als sich nach längerer Zeit die Situation beruhigte, durften wir Kinder uns auch wieder freier bewegen. Wir hielten uns immer gerne in der Nähe des Doriplatzes auf, denn dort bekamen wir öfters von den braunhäutigen Soldaten, die auf ihren Jeeps saßen, Kekse, Erdnussbutter, Kaugummis oder einen Riegel „Hershey's Schokolade“. Die größeren Jungs bettelten auch schon mal um Zigaretten. Ein herrliches Erlebnis war, als unsere Befreier mitten im Ort ein Schlachtfest veranstalteten. Wir Kinder bekamen natürlich auch ein Scherflein ab und konnten sogar auch noch etwas mit nach Hause nehmen. Die sprachliche Verständigung machte uns natürlich gegenseitig einen großen Spaß, und wir Kinder waren dabei sehr lernbegierig.

Im September 1945 wurden wir mit ein paar anderen Familien auf einem offenen LKW mit Holzvergaser nach Freisttt im Hanauerland verfrachtet. Wir saßen auf unseren Taschen und Kartons, Koffer hatten wir ja keine mehr. Es war eine beschwerliche Fahrt für uns, denn wir wurden durchgerüttelt und geschüttelt. Durchgefroren und müde von der unbequemen Fahrt kamen wir nach mehreren Unterbrechungen ratternd und knatternd spät abends ans Ziel. Im großen Saal des Gasthauses „Waldhorn" war unser Nachtlager schon vorbereitet. Strohsack lag an Strohsack. Wir wurden von den Wirtsleuten freundlich aufgenommen und so weit es ging auch gut versorgt.

Nach ein paar Tagen wurden wir an Gastfamilien verteilt. Unser Opa und meine beiden Brüder Dieter und Bernd wurden bei einer Bauernfamilie untergebracht, wo sie sich sehr wohlfühlten. Wir anderen Kinder und unsere Mutti bekamen zuerst ein Zimmer mit Küchenbenutzung zugeteilt. Nach ein paar Wochen in einem anderen Haus erhielten wir dann zwei Zimmer mit Küchenbenutzung. Da gab es Ziegenmilch (von der Kuh des kleinen Mannes) zu trinken. Das war nicht mein Fall, aber in der Not hatte ich keine andere Wahl, als diese Milch zu schlucken.

Nach kurzer Zeit wurden wir dann in den ehemaligen NSV-Kindergarten verlegt. Unsere Familie durfte wieder zusammen sein, es fehlte aber immer noch unser Vati, den wir doch so sehr vermissten. Es gab noch immer kein Lebenszeichen von ihm. Nun wohnten wir mit mehreren Familien in einer Holzbaracke, hatten zwei Zimmer mit Küche, Gemeinschaftstoiletten und einem Gemeinschafts-Waschraum mit etlichen Waschbecken. Wir wuschen uns dann aber doch meistens in der Küche. Ein großer Wäschezuber ersetzte uns die Badewanne.

Strom gab es nur stundenweise oder gar nicht, deshalb waren die Kerzen sehr geschätzt. Von der Gemeinde bekamen wir gebrauchte Möbel und neue Eisenbetten zugeteilt. Wir waren froh, dass wir auf längere Zeit hin eine Bleibe hatten.

1945 erlebten wir die erste Friedensweihnacht nach so vielen Elendsjahren. „Als Weihnachten noch Weihnachten war" wünschte man sich und den anderen ein "ruhiges Fest und ruhige Tage" sowie eine „besinnliche Zeit". Der Zusammenhalt der Menschen war in dieser Notzeit sehr groß, einer half dem Andern so gut er konnte. Mehr brauchte man nicht, denn man war zu jener Zeit auch mit sehr wenig zufrieden. Der Hunger machte uns arg zu schaffen. Die Tage im Monat zogen sich immer mehr in die Länge, denn die Pro-Kopf-Rationen für vier Wochen, welche man auf Lebensmittelkarten bekam, waren so knapp bemessen, dass sie trotz exakter Einteilung sehr oft nicht bis zur nächsten Zuteilung reichten.

Die hungrigen Mäuler mussten gestopft werden. „Aber woher nehmen und nicht stehlen" sagt man so im Volksmund. Man musste es aber in unserem Fall tatsächlich wörtlich nehmen, wollte man nicht verhungern. Im Sommer war es leichter, denn da wurde so mancher Kartoffel- und Gemüseacker des Nachts heimgesucht. Unsere Mutti ging einmal nachts auf einen Acker in der Nähe unserer Unterkunft,

um unsere Essensrationen etwas zu erhöhen. Wir Kinder hatten immer großen Hunger. Am anderen Tag kam der Feldhüter mit seinem Hund zur Kontrolle auf den Acker. Er sah die Bescherung, aber sein Hund verfolgte lieber einen Feldhasen als die Spur der Kartoffeldiebin. Es gab ein großes Aufatmen bei uns, und die Kartoffeln wurden eingeteilt, damit sie uns ein paar Tage über Wasser hielten.

Es gab öfters Wassersuppen mit Kartoffeln. Wenn man hatte, war auch mal Gemüse dabei, von Fettaguen auf der Suppe war meistens nichts zu sehen. Man blieb schlank, zu schlank (abgemagert). Unser Opa und Mutti gingen öfters hungrig ins Bett, damit wir Kinder einigermaßen satt waren. Das Ährenlesen oder Kartoffelnachlesen auf den abgeernteten Äckern wurde uns von den Landwirten erlaubt. Ansonsten gingen wir mit einem kleinen klapprigen Leiterwägelchen jeden Tag auf Betteltouren. Das Hamstern war Schwerstarbeit und auch oft erniedrigend für uns.

Ab und zu bekamen wir Kinder bei einem Bauern in einer großen Tasse frische Milch zu trinken, und wenn es ganz toll lief, dann gab es sogar noch eine Scheibe von selbst gebackenem Bauernbrot mit selbst gemachtem Schläggel (Marmelade) dazu. Glücklich und gestärkt zogen wir dann wieder weiter. Die Route, die wir auf Schusters Rappen gehen mussten, wurde immer größer. Im Hanauerland gab es damals Gott sei Dank noch viele größere und kleinere Landwirtschaften, so dass doch ab und zu etwas an Essbarem für uns zu bekommen war.

An einem schönen Sommertag waren wir Kinder unterwegs auf der Landstraße bei Linx. Wir freuten uns über unser gutgefülltes Leiterwägelchen. Aber Welch ein Schock, denn eine schöne große Hummel stach meinen Bruder Bernd und weg war sie wieder. Aber so hart im Nehmen, wie Jungens eben sind, ging unsere Tour munter weiter. Unser Schuhwerk war auch nicht das beste, denn meistens waren es gebrauchte Schuhe, die für unsere Füße entweder zu groß oder auch schon mal zu klein waren. Mit der Zeit gab es dann die klappernden Holzgaloschen, an die sich unsere Füße und das Gehör der Mitmenschen auch erst gewöhnen mussten. Wenn wir nicht verhungern wollten, hatten wir gar keine andere Wahl, als mit unserem unbequemen Schuhwerk Betteln zu gehen.

Man war zu dieser Zeit sehr einfallsreich, was den Kampf ums tägliche Brot betraf. Neue Koch- und Backrezepte wurden praktiziert. So gab es zum Beispiel am Sonntag zu Mittag, wenn man Glück hatte, Kuheuterschnitzel, flach geklopft, paniert oder natur. Sie waren wohl etwas zäh, aber wir hatten unser Fleisch.

Zum Thema Fleisch gab es in der Weihnachtszeit 1946 auch noch ein trauriges Erlebnis. Eine Tante schenkte unserer Mutti eine Gans. Sie sollte diese bis Weihnachten mit Mais stopfen. O je, das war ein einziges Drama in unserer Küche, nach ein paar Tagen wurde die arme Gans dann normal weiter gefuttert. Es wurde ein trauriges Weihnachtessen. Mutti meinte danach, was man doch in der Not alles macht. Nie wieder so etwas! Bohnenkaffee war auch Tabu, es wurde dann halt aus geröstetem Korn,

Zichorie, Eichelfrüchten oder Wegwartewurzeln ein Blümchenkaffee oder Muckefuck (Ersatzkaffee) hergestellt. Das Innenleben der Hülsenfrüchte (braune Käfer) störte uns damals auch nicht, denn mit lauwarmem Wasser konnte man sie entfernen.

Da das Brot aus Getreidemehl auch zur Mangelware gehörte, musste man sich zum Brotbacken mit dem etwas bitteren Maismehl, Karotten oder Kartoffeln und anderem begnügen. Wenn Zucker, Eier und Fett vorhanden waren, wurden sogar mit den vorher genannten Produkten köstliche Kuchen und auch Torten gebacken. Sprichwörtlich sagt man ja auch „Trockenes Brot macht Wangen rot“. Für uns war es oft die Rettung. Etwas Senf, Zucker oder Salz auf angefeuchtetem Brot stillte oft unseren Kohldampf. Es war einfach sonst nichts da. Hatten wir Lust auf Süßes, so machten wir uns, wenn wir Zucker hatten, in der Pfanne Karamellbonbons, Schokolade gab es ja keine in dieser Zeit. Würmer im Mehl, wenn man überhaupt welches bekam, wurden einfach mit dem Mehlsieb entfernt.

Die Bettelei wurde für die Einheimischen mit der Zeit auch lästig, denn sie hatten ja auch nur noch das Nötigste für sich. Zuerst waren es vermehrt nur die ehemaligen „Westwallzigeuner“, die bettelten. Aber dann kamen auch bald viele vertriebene Menschen aus dem Osten dazu. Jeder hatte Hunger und hoffte etwas Essbares zu bekommen. Für uns wurde das Betteln dann immer schwerer. Bei lieben Verwandten und Bekannten durften wir auch öfters um etwas zu Essen bitten, was ich ihnen niemals vergessen werde.

Zum ganzen Elend und dem fast täglichen, knurrenden Magen kam nun das Wanzen- und Flohproblem. Die Befreier, die vor uns in der Holzbaracke gehaust hatten, hinterließen uns die hungrigen Plagegeister. Die Ritzen der Holzwände in der Baracke waren ein guter Unterschlupf und Brutplatz für die gefräßigen Mitbewohner. Die Fugen und Ecken wurden täglich öfters mit einer übelriechenden Flüssigkeit eingepinselt, trotzdem überfielen sie uns in der Nacht, und dabei hatte jedes kleine Tier an uns sein Pläsier. Es war eine schlimme Qual für uns, bis ein Kammerjäger uns von den Blutsaugern befreite. Zum Glück war es gerade Sommer, als wir ein paar Nächte in einem offenen Bretterschlag mit Strohsäcken auf dem Boden hausen mussten. Abends legten wir ein paar Kartoffeln und Gemüse auf unser provisorisches Gemeinschaftslagerfeuer. Von gegrilltem Speck und Fleisch, wie es heute üblich ist, konnten wir damals nur träumen.

Sehr schlimm waren auch die Läuse, die auf unseren Köpfen wimmelten, mit ihren Nissen (Eier), die knackten, wenn man sie zerdrückte. Sie kamen ja in den besten Familien vor. Trotz regelmäßiger Körperpflege und Haarwäsche wurden sie zu einem Massenproblem. Wir Mädchen hatten meistens lange Zöpfe. Die meisten Kinder blieben von den sehr ekligen Blutsaugern nicht verschont.

Ende der 40er Jahre grassierten dann auch noch schwere Lungenkrankheiten unter den Menschen, wobei viele ihr Leben lassen mussten. Mein Vati und ich haben diese schlimme Krankheit, dank einer

neuen Medizin aus Amerika (Neoteben und Streptomycin, welche zu dieser Zeit gerade neu erforscht war) gut überstanden.

Bei den Körperpflegemitteln hatten wir in der Nachkriegszeit keine große Auswahl. Es gab eigentlich nur eine etwas übel riechende Edelfettseife (Kernseife), und wenn man etwas Glück hatte, ein provisorisches Waschmittel, womit wir auch unsere Haare waschen konnten. Das Wäschewaschen war zu jener Zeit auch kein Vergnügen. Unsere Wäsche musste zuerst mit Holzasche und Wasser vorbehandelt werden danach ribbelten wir Kernseife ins heiße Wasser und kochten unsere Wäsche darin. Es war eine klitschige Angelegenheit. Nach dem Spülen wurde sie in der Sonne gebleicht. Etwas später gab es dann schon Sauerstoffwaschmittel ohne Bleiche. Ein fast selbständiges Waschen unserer Wäsche ersparte den Hausfrauen etwas an Arbeit und Kraft.

Der Besuch des Kehler Friedhofes am 1. November (Allerheiligen) im Jahr 1947 und 1948 war das reinste Volkswandern. Mit einem Passierschein (Genehmigung) durften wir Kehler die Gräber unserer verstorbenen Angehörigen besuchen. Wir besuchten das Grab meiner Oma mütterlicherseits. Mit der „Meg“ (Dampfbähnle) konnten wir von Freistett bis zur Nothaltestelle Kehl - Kinzigbrücke fahren. Wie ein Bienenschwarm strömten die Menschen aus allen Richtungen über die Kinzigbrücke, an Stacheldrahtzäunen vorbei, zum Friedhof. 1949 man konnte man die Gräber wieder ohne Passierschein besuchen.

Wir schulpflichtigen Kinder gingen in Freistett gerne zur Schule, wir fanden auch gleich guten Freunde und Freundinnen. Das schönste Erlebnis meiner Schulzeit war ein geschenktes Leberwurstbrot, das mir meine Schulfreundin in die Schule mitgebracht hatte. Weniger schön waren die Stockschläge (Tatzen), die man trotz Hunger im Bauch immer wieder bekam. Seelischen Stress hatten wir Kinder eh schon reichlich. Die Hungerzeit wurde zur Katastrophe, meine beiden schulpflichtigen Brüder und ich konnten öfters nicht zur Schule gehen, weil wir zu Hause fast nichts mehr zu Essen hatten. Einmal waren es sogar zwei Wochen. Später gab es dann eine kurze Zeitlang die Schulspeise.

1948 sollte ich konfirmiert werden. Weil unsere Mutti katholisch war, durfte sie nicht in den ersten Reihen der Eltern sitzen. Sie wehrte sich und sagte: „Entweder ich darf in den Reihen der Eltern sitzen, oder meine Tochter wird nicht konfirmiert“. Unser Pfarrer gab schließlich nach. Unser Vati war zu dieser Zeit immer noch in Gefangenschaft. Daher war ja alles doppelt schwer zu tragen, da hätte der Beistand der Kirche uns gut getan. Meine Konfirmation feierten wir bescheiden. Mein schwarzes Kleid, welches ich zu dieser Feier an hatte, wurde aus drei alten Kleidern wieder neu zusammengesetzt. Sehr stolz war ich über meine ersten Seidenstrümpfe mit Naht, die ich von meiner Patentante Elsa aus Stuttgart zum Fest geschenkt bekam.

Für die kalten Wintertage wurden aus den etwas steifen feldgrauen Woldecken (Kriegsware) die schicksten Mäntel, Jacken und Hosen angefertigt. Glücklicherweise war man auch über Fallschirmseide. Aus dieser wurden Kleider und Blusen genäht. Es entstanden die tollsten Designer - Creationen daraus.

Die Not machte uns auch bei den Einrichtungsgegenständen erfinderisch nach der Devise „ Aus alt mach neu“. Als Ersatz der fehlenden Möbel wurden Obstkisten, Backsteine und Bretter zu praktischen Möbeln umfunktioniert. 1950 bekamen wir dann im Tiefental in Freistett ein altes, baufälliges Fachwerkhaus zugewiesen. Es war das Paradies für uns Kinder. Als Toilette diente uns ein Plumpsklo weit hinter dem Haus. Bis dahin war es ein langer Weg. Am schlimmsten war es im Winter bei grimmiger Kälte, Minusgraden und Schnee. Bei Wind oder Sturm hatten wir eine Toilette mit Luftkühlung, denn es zog immer ein kalter Wind durch. Jeder überlegte es sich lange, bis er diesen schweren Gang unternahm. Man konnte danach nicht schnell genug in die warme Stube kommen.

Dort erwartete uns dann ein warmer Ziegelstein oder ein Backstein (Bettflaschenersatz) als Tröster zum Aufwärmen, natürlich nur, wenn wir etwas zum Heizen hatten. Öfters gingen wir mit Handschuhe und Mütze zu Bett. Die Wände und Fenster waren damals nicht so isoliert wie heute, und das obere Stockwerk des Hauses war nicht ausgebaut und beschädigt. In den eiskalten Nächten hatten wir einen Potschamber (Nachttopf) unter dem Bett stehen. Am Morgen mussten wir dann mit dem Unikum verschämt von der Haustüre aus über den Hof spuren, denn es sollte ja keiner etwas sehen.

Die Wärme im Haus war auch wieder ein Problem, denn es war nicht immer das nötige Heizmaterial vorhanden. Deshalb durften wir im Maiwald gefällte Baumstämme schälen. Wir gingen mit unseren Gartenspaten mit aller Kraft, die wir noch hatten, an unsere schwere Arbeit. Es lief alles wie am Schnürchen.

Unser Leiterwagen füllte sich nacheinander, bis ein Spaten abrutschte und die Schläfe unserer Mutti verletzte. Wir befanden uns tief im Wald, und die Wunde blutete sehr stark. Wir Kinder waren sehr in Sorge. Bald kam uns ein Landwirt mit Fuhrwerk entgegen. Er nahm sofort unsere schwer verletzte Mutti auf seinen Wagen. Zum Glück kam auch noch der Förster mit seinem Auto. Dieser fuhr dann sofort zur Ärztin im Ort. Wir hatten bestimmt einen guten Schutzengel gehabt, denn der hohe Blutverlust und vorher schon der ausgehungerte Körper bedeutete für unsere Mutti eine große Lebensgefahr. Sie brauchte sehr viele Wochen, bis sie über dem Berg war.

Nacheinander kehrten Kriegsgefangene heim. Oft war es ein trauriger Anblick, wenn uns die schwer beschädigten Menschen begegneten. Überraschend bekamen wir einen Brief von unserem Vati aus Brest in der Bretagne. Eine Bauernfamilie beschäftigte ihn dort als Zwangsarbeiter. Es ging ihm den Verhältnissen entsprechend gut, denn sein Patron war zum Glück kein Deutschhasser. Nun sah für uns die Welt doch wieder etwas rosiger aus. Ab und zu durfte er uns ein kleines Päckchen zusenden.

Meistens war etwas Essbares und Duftseifen darin, in der Mühle tauschten wir die Seifen gegen Mehl ein. Somit war dem Müller geholfen und uns auch, denn unser Essen war immer noch knapp. Eines Tages bekamen wir Kinder einen alten klapprigen Drahtesel (Fahrrad) geschenkt. Das wunderbare Fortbewegungsmittel war nun unser Eigentum. Mit diesem Vehikel waren wir viel beweglicher, und ich konnte, wenn meine Brüder auf das Fahrrad verzichteten, Überraschungsbesuche abstaten. Ab und zu war Bodersweier mein Ziel, wo meine kleine Schwester zu dieser Zeit wohnte. Die Straßen waren damals noch ziemlich leer, man begegnete einzelnen Motorrädern, selten einem Auto. Mit dem Fahrrad war man in dieser Zeit noch der König auf der Straße.

Im Sommer 1948 brach ein Lichtstrahl der Hoffnung über Deutschland. Der amerikanische Außenminister Georg Marshall ordnete ein großherziges Hilfsprogramm für die hungernde und notleidende Bevölkerung an. Es kamen Carepakete, die Luftbrücke mit ihren Rosinenbomben aus Amerika, es gab auch viele Privat – Spenden, und es beteiligten sich auch viele andere Hilfsorganisationen, unter anderem auch aus der Schweiz. Diese große Spendenflut milderte bei vielen Menschen die miserable Unterversorgung. Die Carepakete die von der katholischen Kirche verteilt wurden, hatte man uns verweigert, weil meine Eltern evangelisch getraut waren. So hart wirkte sich der ehemalige ungerechte Kirchen-Zwist auf uns arme Menschen aus. Es war schon eine sehr traurige Angelegenheit. Eine Tante in Amerika hatten wir leider nicht, und unser Vati war zu dieser Zeit immer noch in Gefangenschaft. (1964 bekam es unsere Mutti vom Katholischen Stadtpfarramt in Kehl am Rhein schriftlich, dass ihre Ehe mit unserem Vati kirchlicherseits als gültige Ehe anerkannt wurde sowie die Zulassung zur Wiederteilnahme an den Heiligen Sakramenten)

Am 20. Juni 1948 begann eine blühende Ära mit der Währungsreform. Für jede Person gab es DM 40 Kopfgeld und vier Wochen später noch mal DM 20. Somit war das vorherige Geld mit den vielen Nullen wertlos. Der Reichsmark weinten wir nicht nach, denn man war damit nur im Geldbeutel Millionär, aber sonst bettelarm. Die Warenflut in den Schaufenstern war unvorstellbar. Unsere Vorstellungskraft reichte oft nicht aus, das zu begreifen, was da ablief. Es gab nun wieder fast alles, was unser Herz begehrte. Kaufen konnte man sich natürlich nur das Notwendigste, denn wir hatten wie viele andere Menschen noch keine Arbeit. Lehrstellen gab es oft auch nur gegen Speck und Eier oder durch Beziehungen.

Nach langer Trennung konnten wir 1949 ein glückliches Wiedersehen mit unserem Vati feiern. Somit war unsere Familie wieder komplett. Wie alle anderen Spätheimkehrer war auch er krank an Leib und Seele.

1949 begann dann auch das deutsche Wirtschaftswunder, es ging nun stetig bergauf. Mit Freude wurde in die Hände gespuckt, fünfzig Stunden Arbeit und mehr in der Woche waren an der Tagesordnung. „Arbeit macht das Leben süß“, war nun das Motto. Der Haustürhandel boomte im ganzen Land, denn es war wieder etwas Geld unter den Menschen. Die Traumwelten der fünfziger Jahre bescherten uns eine unbeschwerlichere schöne Zeit, man konnte wieder anfangen, sein Leben neu zu formen.

Wir hatten keinen Fernseher, Post und Zeitungen gab es längere Zeit nicht. Daher war das einfachste Radio ein Labsal für unsere Seele und Sinne. Die Ätherwellen brachten gute Unterhaltung, es kamen schöne Schlager wie z.B. „Capri-Fischer“. Rudi Schurike war ein Ohrenschmaus für jung und alt. Reportagen über Glanz und Elend gekrönter Häupter und Prominenter, prunkvolle Hochzeiten und Liebesromanzen gingen über das Radio in unsere Herzen und in die weite Welt hinaus.

Wir tanzten „Hulla-Hoop“ und den „Gummitwist“. Es begann die schöne Zeit des Rock'n'Roll mit Peter Kraus, Ted Herold und Elvis. Sie lösten ein wahres Tanzfieber aus. Die ersten Stoffe, die nacheinander auf den Markt kamen, prägten den so viel gerühmten Fünfziger - Look. Sie verdrängten die tristen Farben unserer Kleidung, es gab z.B. Stoffe aus Mousseline und Lavabel in den schönsten Farben, Mustern, Streifen, Tupfen, Karo und vieles mehr. An den ältesten Nähmaschinen wurde in die Pedale getreten. Unser Outfit änderte sich dadurch sehr schnell. Wir Teenager waren begeistert von den weiten und wippenden Petticoats. Wenn wir auch noch ein paar schicke Pumps oder Ballerinas dazu bekamen, waren wir glücklich. Kleider machten nicht nur Leute, wie man so schön sagt, sondern sie gaben uns das Wir-Gefühl. Es war der reinste Traum, den wir zwischen Jugend und Erwachsenwerden erleben durften. Man könnte fast sagen, wir wurden für die bitteren Jahre vorher entschädigt.

Wir kannten Gott sei Dank noch keine Drogen, denn die Kriegsgeneration hatte damals noch andere Sorgen, als sich selbst das Leben zu zerstören. Meine Generation war damals nicht auf Rosen gebettet. Aber ich denke, wenn es je „goldene Jahre“ gegeben hat, dann waren es die 50er Jahre.

Nach acht unruhigen Jahren sind wir ehemaligen „Westwallzigeuner“ im Sommer 1952 arm wie eine Kirchenmaus in unsere Heimatstadt Kehl am Rhein zurückgekehrt. In unsere schöne, alte Wohnung im Gasthaus „zur Krone“ konnten wir nicht mehr zurück, denn das Gebäude war wegen Einsturzgefahr gefährdet. Dies machte meine Familie und mich sehr traurig. Heute geht die Europastraße über das Grundstück.

In der Schulstraße fanden wir unser neues Domizil. Trotz des Stacheldrahts, der vor unserem Haus mitten auf der Schulstraße noch entlang in Richtung unseres damals schönen Bahnhofs gezogen war, waren wir glücklich, wieder zu Hause zu sein. Als meine Familie und ich am 23. November 1944 die Heimat verlassen mussten, konnte keiner ahnen, dass es so viele Jahre in der Fremde dauern würde. Die Jahre des Zigeunerlebens waren beendet. Ein Neuanfang in unserer Heimat konnte nun mit viel Lebensoptimismus beginnen. Heimat ist Heimat, denn Heimat bedeutet sehr viel.

Waltraud Maria Still